

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 2

Artikel: Litwinow, Radek, Orgesch und die kanadische Flotte

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633652>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

voller. Aber die ihn gehen will, wird ihn tapfer und unbirrt durchschreiten. Denn für sie ist es der Weg zum Leben.“

Nach mir schlug Frau Claire ans Glas.

„Freunde! Wir wollen die symbolische Bedeutung dieses Tages nicht vergessen. Es ist der letzte Tag dieses Jahres, für den einen und andern unter uns der Abschluß eines schwereren, bitteren. Wir wollen an dem, was unser Freund vorhin erzählt hat, erkennen, was uns dienen kann zum Sieg im Leben. Sitzt und Ziel im Streben, in der Tat, wenn dies uns gewiß ist, wenn wir den Glauben an das Werk und damit an uns haben, dann geht es immer einem neuen Jahr — dem Leben entgegen.“

Arabische Perlenscherei.

Von Dorothea G. Schumacher.

Dschibuti, Aden, Port-Sudan und Massaua sind heute die Haupthandelsplätze für die Perlen, die im Roten Meer und im Persischen Golf gesucht werden. Dschedda und Hodeida sind hierin etwas zurückgegangen. Die Art der Perlengewinnung ist noch immer eine sehr einfache, zugleich gefährliche. Eine gesicherte Art würde gewiß auch bessere Erträge liefern. Die arabischen Perlensucher benutzen große Segelboote, die recht schwer zu regieren sind und mit zehn bis zwanzig, in selteneren Fällen bis mit fünfzig Leuten besetzt werden. Das Boot gehört einem Manne, der es gegen einen bestimmten Anteil (am Ertrag der Fahrt) herleiht. Es werden die als ergiebig bekannten Stellen im Meer besucht, und zwar von Mai bis September. Von da ab macht die niedrige Wasserwärme die Perlengewinnung allzu schwer. An der geeignet erscheinenden Stelle — meist da, wo viele Riffe sind, wirft das Boot Anker, d. h. es legt sich dort mit Hilfe eines großen Steines fest, der durch ein Seil mit dem Boot verbunden ist und diesem viel Bewegungsfreiheit läßt. Der Taucher entkleidet sich, zieht gehärtete Lederhandschuhe auf, um die Finger vor Verletzung zu bewahren, nemmt sich seine Nase mit einer Klammer aus Horn zusammen, drückt Wachsstückchen in die Ohren, reibt sich den Körper mit Oel ein und befestigt sich vorn am Halse einen flachen Korb, in welchem er da unten die Perlenschalen sammelt... so läßt er sich hinab, nachdem er zu Allah ein kurzes Gebet gesandt hat. Um schneller hinabzukommen, stellt er die Füße in eine Art steinernen Steigbügel. Nur durch ein um seinen Körper geschlungenes Seil bleibt er mit dem Boote verbunden. Unten angelkommen, sammelt er mit raschem Rundblick und sicherem Zugreifen soviel Muscheln als möglich... sobald er den Luftmangel nicht mehr ertragen kann, schüttelt er das Seil und wird von dem besonders hierzu angestellten „Zieher“ wieder in das Boot gezogen. Je nachdem hält es solch' ein arabischer Taucher eine bis drei Minuten auf dem Meeresgrunde aus und wiederholt sein gefährliches Unternehmen oft zehnmal in einer Stunde! Natürlich erneut ereignen sich dabei viele Unglücksfälle. Viele Taucher werden ja auch von den dort nicht seltenen Haifischen angegriffen und kommen — wenn überhaupt lebend — wohl schrecklich zerfleischt oder gänzlich erschöpft wieder ans Tageslicht.

Wie oft ist solch' eine Perlensuche auch ganz ergebnislos; einmal, da sie ja, der geschlossenen Muscheln wegen, eine ganz zufällige ist, sodann, weil jene Tauchweise nur die Absuchung geringer Tiefen bis zu zehn Metern gestattet. Europäische Dampfer hatten vor Jahren eine bessere, gesicherte Fangart unternommen, sind aber auf den zahlreichen Riffen verunglüft.

In der arabischen Perlenscherei, die sich noch immer keinerlei moderne Sicherheitsmaßregeln zunutze gemacht hat, bildet jedes Boot eine Genossenschaft mit Gewinnanteilen. Im nördlichen Teil des Roten Meers gehört die Hälfte aller gefundenen Perlen dem „Nakhoda“, d. h. dem Kapitän des

Bootes, der zugleich Pilot ist und das Fahrwasser mit all' seinen Klippen genau kennt. Die andere Hälfte kommt dem Bootseigentümer zu, dem auch alle Perlenschalen zu stehen, der dafür aber die Kosten der Expedition trägt, die ja nicht allzu hoch sind, da die Taucher sehr bescheidene Nahrung brauchen. Und diese ist ihr einziger Lohn —! In Südarabien, wo die Taucher und Herauszieher schwerer zu haben sind, als in den bevölkerten Küstenstrichen des nördlichen Roten Meeres, ist die Verteilung auch eine bessere: ein Fünftel aller Perlen sowie alle Perlenschalen erhält der Bootseigentümer; von den verbleibenden vier Fünftel bezahlt man Proviant und Ausrüstung und den Über schuß verteilt man unter die Taucher und Zieher, von denen erstere noch einmal soviel als letztere erhalten... Das Geld wird flüssig gemacht, indem man an den eingangs genannten Plätzen die Perlen meistbietend versteigert. Der Taucher, der die meisten Perlenschalen herausbrachte, wird nicht besser gelohnt als der, welcher gar keine fand. — Der Eigentümer eines Perlenschiffes pflegt ein ziemlich unbemittelte alter Mann zu sein, der nur zu oft der Betrogenen und Geschädigte ist. Am meisten verdienen beim Perlengeschäft jene Zwischenhändler, die den Fängern ihre kostliche Beute für billiges Geld bar abkaufen und sie zu hohen Preisen an die großen Juweliere Europas weitergeben. Die Perlenschalen werden oft von den europäischen Firmen direkt angekauft, die ihre Kontore an den Hafenplätzen des Roten Meeres und des Persischen Golfs haben. Von dort kommen sie nach Triest, Amsterdam und London. Zum Verkauf werden sie sorgfam gereinigt und in Fässer getan, die in Säcke eingenäht werden. Jedes Fäß enthält hundert Kilogramm Perlenschalen. Die Perlen jedoch werden gewöhnlich von einheimischen Zwischenhändlern gekauft und mit bedeutendem Nutzen weiter nach Europa verhandelt.

Als die führenden Perlensucher gelten die Bewohner der Bahreininseln im Persischen Golf, von denen der Überlieferung nach, in grauesten Zeiten die Phönizier hergekommen sein sollen, die sich dann an der syrischen Küste angesiedelt hatten. Vielleicht lebt in jenen Arabern der Bahreininseln also noch ein Rest des Phönizierstamms fort: treibt sie doch ihr Perlenschiffherberuf auf gebrechlichem Segelboot oft weit, weit hinaus an ferne Küsten, wo ein neues, fremdes Leben ihrer wartet.

Litwinow, Radek, Orgesch und die kanadische Flotte.

Europa steht unter dem wirtschaftlichen Druck der Union und unter dem politischen Russlands. Europa aber bleibt zerissen. Seine übervölkerten Gebiete sind darauf angewiesen, die übrige Welt mit Industrieprodukten zu bedienen, um dafür das nötige Brot einzutauschen. Statt dessen macht sich die Union bereit, Europa industriell zu beherrschen. Als Lieferant von Rohstoffen, Produkten, Kapital und selbst Brot, Europa zu konkurrieren auf allen Weltmärkten, sogar auf dem uns nächstliegenden russischen. Wir sind überholt, wir sind schon abhängig. Russlands Druck aber verhindert Europa, den naheliegenden russischen Abnehmer wieder aktionsfähig zu machen. Die Sovietregierung verlangt von den Westvölkern „Spezialisten“ zum Wiederaufbau seiner Wirtschaft: für das Gesundheitswesen; also Ärzte, 300 an der Zahl, dies nur als einmalige Anforderung an Deutschland; 4000 deutsche Spezialisten für die Metallindustrie, 100 landwirtschaftliche Organisatoren zur Ansiedelung an das Landwirtschaftskommissariat; 200 Männer sollen eigens die landwirtschaftlichen Musterbetriebe im Moskauer Bezirk organisieren.

Wohlverstanden, nicht Arbeiter, sondern Techniker und Gebildete sollen es sein, laut Sovietgesetz extra Bezahlte, Helfer des unentwickelten russischen Proletariates. Aber es

ist eine große Frage, ob die Abwanderung des unendlich armen deutschen wissenschaftlichen Proletariates nun beginnen wird, ob die Regierung selber begreift, daß die Förderung dieser Auswanderung eine der wichtigsten politischen Fragen für Deutschland nicht nur, sondern für den ganzen Westen bedeutet. Das Misstrauen ist zu groß. Amerika hat weit weniger Bedenken gegen russische Arbeit. Der Selfmademann von drüben kann sich auch in Russland mit jeder Fahrgelegenheit begnügen und Arbeit nehmen, wo er sie findet. Jetzt wandern Tausende von arbeitslosen Emigranten, darunter Angestellte der großen Automobilwerke Ford, nach Petersburg, um daheim zu amerikanisieren.

Der russische Druck wäre zu erleichtern. Lenin hat am letzten Sovietdelegiertenlongreß wieder, wie schon oft, mit seinem pazifistischen außenpolitischen Programm die Militaristen zurückdrängen vermocht und Trozkis Energie auf die Organisation der Arbeitsarmeen abgelenkt. Nun wird in Südrussland das Vierteltausend von Denikin zerstörten Riesenbrücken wieder hergestellt; es eröffnen Elektrizitätswerke. Moskau-Petersburg fährt längst wieder elektrisch. Von Moskau nach Lublin in Polen fährt man unter Umständen schon wieder im tadellosen D-Zug. Moskau hat wieder, zum ersten Mal seit zwei Wintern, vermehrte Feuerung; seine Schulkinder können endlich wieder anderes tun als englische Kondensmilch trinken und die Marseillaise singen. Zwar hungert das ganze Land, hat doch die berühmte Brücknersche Trockenperiode fast die halbe russische Ernte von 1920 zerstört, und nur mit Mühe gelingt es, das sibirische und ukrainische Getreide zu verteilen. Aber es ist nun schon mitten im Winter. Man hört wohl da und dort von Revolten, aber nichts von der großen Revolution. Man hat im Gegenteil den Eindruck, daß der neue Zentralismus unter beständigen Umbildungen und Anpassungen sich doch fortwährend festigt. Dieser Zarismus nun stredt Europa zwei Hände entgegen, damit es wähle: Krieg oder Frieden. Frieden heißt zwar innere Unterwühlung, aber im Friedenszustand läßt sich der Unterwühlung durch wirtschaftlichen Aufschwung begegnen. Im Krieg aber werden die wirtschaftlichen Kräfte verzehrt, während die Revolutionierung am ausgemergelten Körper nagt.

Die Friedenshand, das ist Litwinow, Gesandter in Stockholm. Krieg, das ist Radet, Gesandter in Kleinasien. Litwinow soll in Stockholm alle Fäden der westlichen Politik in seiner Hand halten, Deutsche, Franzosen und Engländer gegen einander auspielen, jedem einen vorteilhaften Handelsvertrag zusichern und dem russischen Bauer seine Maschinen, dem Arbeiter aber Schuhe, Wäsche und Konserven sichern. Er soll auch die Anwerbung der Spezialisten leiten, und nebenbei die Agenten der dritten Internationale finanzieren. Doch tritt die Agitation unter dem westlichen Proletariat weit zurück, wenn die Volkskommissäre mit ihren Aufbauarbeiten vollbeschäftigt werden.

Lenins Wille war der Abschluß des Friedensvertrages mit Finnland. Lenin hat mit Vanderlips Konzern paktiert. Ihn vertritt Litwinow, und wie sehr auch der kommunistische Papst an seine Revolution glaubt, so wird er doch Ungläubige nicht mit der Knute gläubig machen wollen, wenigstens solange als er in Russland die Aufbauarbeit nicht durchgeführt hat.

Es heißt für ihn und seine Macht freilich auf der Hut sein; England hat keinen wirtschaftlichen Frieden geschlossen. Darum reist Radet nach Angora. Er hat die armenische Sovietrepublik zu festigen, Georgien zu überwachen und die Türken endgültig zu befehren. Wo dieser schlaue Hund hinkommt, ist für Entente-Diplomaten das Spiel verloren. Radet steht außerhalb aller Bedenken. Er bestahlte einst Gewerkschaftsklassen, rettete in Jaroslaw zum Vergnügen arme Teufel aus den Händen der Tschreswitschaika und ließ wohl mit demselben Vergnügen andere in der Falle sitzen. Aber sein Element ist doch das politische Schachspiel, und seine

dämonische Freude die Überlistung eines Gegners, oder ein Totschlag mit Worten, und jeden Sieg kostet er mit kaltem Hohn und zynischer Verachtung aus. Wer ihn einmal sah — in verzerrtem Mund die schräge Pfeife, wasserklare, weißagende Larvenaugen, unsicher verborgen hinter dem oberen Brillenrand, den Kopf mit der leichten Gläze halb im Nacken, einhergehend wie einer, der heimlich lacht und sich freut an irgend einer Teufelei — ja, er ist ein Unvergeßlicher! „Halb Gelehrter, halb Rowdy“, glaub ich, sagt Rausome.

Diesem Radet gegenüber schiden England und Frankreich ihre herkömmlich gebildeten akademischen Diplomaten. Das heißt: Kleinasien ist verloren, wie es Armenien war. Radet in Angora bedeutet, daß Lenin seine tüchtigste Kanaille auf diesem wichtigsten Punkt schlägt.

Unterdessen, von Amerika industriell, von Russland politisch angegriffen, in Kleinasien geschlagen, in Polen und Rumänien militärisch bedroht, von Amerika in Russland konkurreniert, beschäftigt sich Europa immer noch mit der deutschen Entwaffnung. 40,000 Offiziere sind entlassen, 60,000 Maschinengewehre, 5 Millionen Handfeuerwaffen zerstört, die große Artillerie beseitigt, die Festungen geschleift. Nun hoffte Preußen, in Ostpreußen, dem Russland nahen, und in Bayern, dem angeblich kommunistischen, seine besondern starken Einwohnerwehren beibehalten zu können. Aber die Entente weiß: Ludendorff ist nach München übergesiedelt. Und die „Welt am Montag“ schreibt: Die deutschen Arbeiter stehen in dieser Frage auf Seiten der Entente, nicht, weil sie die Entente lieben, sondern weil sie den Militarismus hassen.“ Darum geht auch der französische Berichterstatter Nollet nach Paris mit dem festen Willen, den Alliierten weder die beiden Einwohnerwehren, noch die Orgesch, jenes Muster einer geheimen „durchaus friedlichen“ Revanchearmee zu empfehlen.

Verzweifelt ist nur, zu sehen, wie die Entente es nicht versteht, alle deutschen Selbstschußbestrebungen durch die natürlichen Maßnahmen überflüssig zu machen. Orgesch ist nur ein Symptom für die unausrottbare europäische Zwiebrücke. Die Ergebnislosigkeit der Brüsseler Besprechungen ein anderes. Frankreich, das heute zu viel Kohlen hat, fordert dennoch mehr, um Deutschland zu schädigen, und die Wiedergutmachungssumme.

Das englische Reich aber, der Träger der europäischen Weltherrschaft, das endlich in seinem europäischen Heim durch Unterhandlungen mit dem Stinfeinerführer Valera einen Frieden zu erreichen hofft, erlebt es, daß die Dominions mit der Union gemeinsame Sache gegen seinen eigenen Bundesgenossen Japan machen: Die kanadische Flotte hat Befehl erhalten, sich (zu einer Übung?) mit der amerikanisch-pazifischen zu vereinigen. Irische Autonomie — kanadischer Abfall. Zerfällt England friedlich? Welches aber ist dabei Europas Geschick? — kh-

Der Volksredner.

Von Hugo Salus.

„Drum hört mich an,“ so rief vom hohen Pult
Ins dichtgedrängte Volk der Redner nieder,
„Wir sind der Bund der Zukunftsmenschen, Brüder,
Die Gegenwart höhnt unsre Ungeduld!
Wir eilen ihr voran, sie trägt die Schuld
An allem Unheil; Hirn und Herz und Glieder,
Der Zukunftsglaube weckt sie immer wieder,
Wenn sie die Gegenwart trägt eingelusst!“ —
Begeift'ring rings. Da wagt die Hand zu heben
Beschwichtigend ein Greis, den niemand kennt:
„Ihr Kinder, daß euch so die Phrase narrt!
Ich lebe ganz der Gegenwart ergeben;
Denn überlegt: was stolz sich Zukunft nennt,
Ist doch nie mehr als fünftige Gegenwart!“